

it

OSCAR  
WILDE  
DAS BILDNIS DES  
DORIAN  
GRAY

Roman

Neu übersetzt von Eike Schönfeld

Ein Klassiker – in grandioser Neuübersetzung von Eike Schönfeld.

Der junge, unverdorbene Dorian Gray gerät in den zerstörerischen Bann des zynischen Dandys Lord Wotton. Fortan führt er ein ausschweifendes Leben, gibt sich ganz dem Vergnügen hin und verliert sämtliche moralische Hemmungen.

Während sein Äußeres unverändert jung und makellos schön bleibt, mutiert sein Portrait zu einer schrecklichen Fratze ...

Dem vielfach preisgekrönten Übersetzer Eike Schönfeld ist es gelungen, die sprachlichen Feinheiten und die brillanten Dialoge Oscar Wildes in ein zeitgemäßes Deutsch zu übertragen. Ein wahres Lesevergnügen, das einlädt, dieses Meisterwerk zu entdecken.

Oscar Wilde (1854-1900) erregte mit seinen Romanen und Bühnenstücken außerordentliches Aufsehen. Auf dem Höhepunkt seines Erfolges stürzte ihn jedoch der Skandal um das Verhältnis mit Lord Alfred Douglas in den Ruin. Wilde wurde zu einer zweijährigen Haftstrafe verurteilt. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis floh er vor der gesellschaftlichen Ächtung in London und lebte unter falschem Namen in Paris, wo er völlig mittellos starb.

Eike Schönfeld, geboren 1949, übersetzte u. a. Vladimir Nabokov, J. D. Salinger, Jeffrey Eugenides, Joseph Conrad, Katherine Mansfield, Martin Amis, Richard Yates, Sherwood Anderson und Charles Darwin. Für seine Übersetzungen wurde er vielfach ausgezeichnet, u. a. 2004 mit dem Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Übersetzerpreis, 2009 mit dem Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse und 2013 mit dem Christoph Martin-Wieland Preis.

insel taschenbuch 4384  
Oscar Wilde  
Das Bildnis des Dorian Gray





Oscar Wilde

Das Bildnis des

DORIAN

GRAY

Roman

Aus dem Englischen  
von Eike Schönfeld

Insel Verlag

Erste Auflage 2015

insel taschenbuch 4384

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlagabbildung: shutterstock

Umschlag: glanegger.com, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36084-1

Das Bildnis des  
DORIAN  
GRAY





## *Das Vorwort*

Der Künstler ist der Schöpfer schöner Dinge.

Ziel des Künstlers ist es, die Kunst zu offenbaren und den Künstler zu verbergen.

Kritiker ist, wer seinen Eindruck von schönen Dingen in eine andere Manier oder in ein neues Material übersetzen kann.

Die höchste wie die niederste Ausprägung der Kritik ist eine Form von Autobiographie.

Wer in schönen Dingen eine hässliche Bedeutung entdeckt, ist verdorben, ohne reizvoll zu sein. Das ist ein Fehler.

Wer in schönen Dingen einen schönen Sinn entdeckt, ist kultiviert. Für ihn besteht Hoffnung.

Auserwählt ist der, für den schöne Dinge einzig Schönheit bedeuten.

So etwas wie ein moralisches oder ein unmoralisches Buch gibt es nicht. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Das ist alles.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Realismus ist Calibans Wut, wenn er sein Gesicht im Spiegel sieht.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Romantik ist Calibans Wut, wenn er sein Gesicht nicht im Spiegel sieht.

Das moralische Leben des Menschen ist für den Künstler ein Teil seines Stoffs, die Moral der Kunst hingegen besteht im vollkommenen Gebrauch eines unvollkommenen Mediums.

Kein Künstler wünscht etwas zu beweisen. Selbst Dinge, die wahr sind, lassen sich beweisen.

Kein Künstler hat ethische Sympathien. Eine ethische Sympathie bei einem Künstler ist ein unverzeihlicher stilistischer Manierismus.

Ein Künstler ist nie morbide. Der Künstler kann alles ausdrücken.

Denken und Sprache sind dem Künstler Instrumente einer Kunst.

Laster und Tugend sind dem Künstler Materialien einer Kunst.

Von der Form her betrachtet ist das Urbild aller Künste die des Musikers. Vom Gefühl her betrachtet ist es das Können des Schauspielers.

Alle Kunst ist Oberfläche und Symbol zugleich.

Wer unter die Oberfläche geht, tut dies auf eigene Gefahr.

Wer das Symbol liest, tut dies auf eigene Gefahr.

In Wahrheit spiegelt die Kunst nicht das Leben, sondern den Betrachter.

Unterschiedliche Ansichten über ein Kunstwerk zeigen, dass das Werk neu, komplex und notwendig ist.

Sind die Kritiker uneins, ist der Künstler eins mit sich selbst.

Wir können es verzeihen, wenn jemand etwas Nützliches macht, solange er es nicht bewundert. Etwas Nutzloses zu machen, ist nur dadurch gerechtfertigt, dass man es ungeheurer bewundert.

Jede Kunst ist vollkommen nutzlos.

*Oscar Wilde*

## KAPITEL I

Das Atelier war erfüllt von üppigem Rosenduft, und wenn der leichte Sommerwind im Garten zwischen den Bäumen aufkam, wehte zur offenen Tür das schwere Aroma des Flieders oder das feinere Parfum des pink blühenden Dornbuschs herein.

Von der Ecke des Diwans mit den persischen Satteltaschen, auf dem er wie gewohnt lag und rauchte, konnte Lord Henry Wotton gerade so einen Schimmer der honigsüßen und honigfarbenen Blüten eines Goldregens erhaschen, dessen bebende Zweige kaum fähig schienen, die Last einer solch flammengleichen Schönheit zu tragen, und hie und da huschten die wundersamen Schatten von Vögeln im Flug über die langen Vorhänge aus Tussahseide, die vor dem großen Fenster gespannt waren und ihn mit ihrem flüchtigen japanischen Effekt an jene bleichen, jadesichtigen Maler Tokios erinnerten, die durch das Medium einer zwangsläufig unbeweglichen Kunst den Eindruck von Hast und Bewegung zu vermitteln suchten. Das mürrische Gemurmel der Bienen, die sich durch das lange, ungemähte Gras drängten oder mit monotonem Beharren um die staubigen goldgelben Hörner des wuchernden Geißblatts kreisten, machte die Stille noch lastender. Das dumpfe Brausen Londons war wie das Schnarrwerk einer fernen Orgel.

Mitten im Raum, an eine aufrechte Staffelei geklemmt, stand das lebensgroße Portrait eines jungen Mannes von außerordentlicher persönlicher Schönheit, und davor, in einem gewissen Abstand, saß der Künstler selbst, Basil Hallward, dessen plötzliches Verschwinden einige Jahre zuvor in der Öff-

fentlichkeit für heftige Erregung gesorgt und Anlass zu vielen seltsamen Mutmaßungen gegeben hatte.

Als der Maler die anmutige und wohlgeformte Gestalt betrachtete, die er in seiner Kunst so geschickt gespiegelt hatte, glitt ihm ein freudiges Lächeln übers Gesicht und schien dort auch verweilen zu wollen. Doch plötzlich fuhr er hoch und schloss die Augen, legte die Finger auf die Lider, als wollte er im Gehirn einen eigentümlichen Traum einsperren, aus dem er zu erwachen fürchtete.

»Das ist deine beste Arbeit, Basil, das Beste, was du je gemacht hast«, sagte Lord Henry träge. »Das musst du nächstes Jahr natürlich in die Grosvenor\* geben. Die Academy\* ist zu groß und zu vulgär. Jedes Mal, wenn ich dort war, gab es entweder so viele Leute, dass ich keine Bilder sehen konnte, was grässlich war, oder, noch schlimmer, so viele Bilder, dass ich keine Leute sehen konnte. Es geht wirklich nur die Grosvenor.«

»Ich glaube, ich gebe es nirgendwo hin«, antwortete Basil und warf in jener merkwürdigen Art, über die schon seine Freunde in Oxford gelacht hatten, den Kopf zurück. »Nein: Es kommt nirgends hin.«

Lord Henry hob die Brauen und sah ihn durch die dünnen blauen Rauchringel, die in solch wundersamen Windungen von seiner stark mit Opium versetzten Zigarette aufstiegen, verblüfft an. »Nirgends? Aber warum denn, mein Lieber? Hast du dafür einen Grund? Was seid ihr Maler nur für komische Kerle! Ihr unternimmt alles auf der Welt, um euch einen Namen zu machen. Kaum habt ihr einen, wollt ihr ihn gleich wieder wegwerfen. Das ist doch albern, denn es gibt nur eines auf der Welt, was schlimmer ist, als im Gespräch zu sein, nämlich es nicht zu sein. Ein solches Portrait würde dich über alle jungen Männer Englands weit hinausheben und die alten ganz

neidisch machen, falls alte Männer überhaupt einer Gefühlsregung fähig sind.«

»Ich weiß, du wirst mich auslachen«, erwiderte er, »aber ich kann es wirklich nicht ausstellen. Dafür habe ich zu viel von mir hineingelegt.«

Lord Henry streckte sich auf dem Diwan aus und lachte.

»Ich hab's gewusst, aber es stimmt trotzdem.«

»Zu viel von dir! Ich muss schon sagen, Basil, ich wusste nicht, dass du so eitel bist; ich kann nun wirklich keine Ähnlichkeit zwischen dir mit deinem derben, kräftigen Gesicht und den kohlschwarzen Haaren und diesem jungen Adonis erkennen, der aussieht, als bestünde er aus Elfenbein und Rosenblättern. Also, mein lieber Basil, er ist ein Narziss und du – na, du hast wohl schon einen intellektuellen Ausdruck und so weiter. Schönheit dagegen, wahre Schönheit endet da, wo der intellektuelle Ausdruck beginnt. Der Intellekt an sich ist eine Form der Übertreibung und zerstört in jedem Gesicht die Harmonie. Kaum setzt man sich zum Denken hin, wird man ganz Nase oder ganz Stirn oder so etwas Scheußliches. Schau dir doch nur die Männer in den akademischen Berufen an. Wie hässlich sie sind! Außer natürlich in der Kirche. Aber in der Kirche denken sie ja auch nicht. Ein Bischof sagt mit achtzig Jahren immer noch das, was man ihm als Achtzehnjährigem eingeredet hat, und die natürliche Folge ist, dass er stets wunderbar aussieht. Dein mysteriöser junger Freund, dessen Namen du mir nicht verraten hast, dessen Bild mich aber wirklich fasziniert, denkt nie. Da bin ich mir ganz sicher. Er ist ein hirnloses, schönes Wesen, das immer im Winter da sein sollte, wenn wir keine Blumen anschauen können, und auch immer im Sommer, wenn wir etwas brauchen, was unsere Intelligenz abkühlt. Bilde dir nur nichts ein, Basil, du bist nicht im mindesten wie er.«

»Du verstehst mich nicht, Harry«, erwiderte der Künstler.  
»Natürlich bin ich nicht wie er. Das weiß ich sehr wohl. Ich möchte auch gar nicht aussehen wie er. Du zuckst die Schultern? Es ist aber die Wahrheit. Jede körperliche und intellektuelle Besonderheit hat etwas Fatales, was ja auch die taumelnden Schritte von Königen die Geschichte hindurch verfolgt. Besser ist es, nicht anders als die anderen zu sein. In dieser Welt haben es die Hässlichen und die Dummen am besten. Sie können in aller Seelenruhe das Spiel begaffen. Wenn sie auch nichts vom Siegen wissen, bleibt ihnen doch immerhin das Wissen um Niederlagen erspart. Sie leben, wie wir es sollten, ungestört, gleichgültig und ohne Angst. Sie stürzen niemanden ins Verderben und erleiden es auch nicht von fremder Hand. Dein Stand und dein Reichtum, Harry, mein Verstand, wie er nun mal ist – meine Kunst, was sie eben wert ist, Dorian Grays gutes Aussehen –, wir alle werden für das, was die Götter uns geschenkt haben, leiden, schrecklich leiden.«

»Dorian Gray? So heißt er?«, fragte Lord Henry und schritt durchs Atelier zu Basil Hallward.

»Ja, so heißt er. Ich hatte nicht vor, es dir zu sagen.«

»Warum denn nicht?«

»Ach, das kann ich nicht erklären. Wenn ich jemanden ungeheuer mag, sage ich niemandem, wie er heißt. Das wäre so, als gäbe ich einen Teil von ihm preis. Ich habe gelernt, die Verschwiegenheit zu lieben. Sie scheint mir noch das Einzige zu sein, was uns das moderne Leben rätselhaft oder herrlich machen kann. Das Gewöhnlichste wird wunderbar, wenn man es nur verbirgt. Verreise ich, sage ich neuerdings keinem, wohin. Täte ich es, verlöre ich alle Freude daran. Es ist wohl schon eine alberne Angewohnheit, aber irgendwie bringt es eine Menge Romantik ins Leben. Vermutlich findest du mich jetzt schrecklich töricht.«

»Überhaupt nicht«, antwortete Lord Henry, »überhaupt nicht, mein lieber Basil. Du scheinst zu vergessen, dass ich verheiratet bin, und der große Reiz der Ehe ist, dass sie beiderseitig ein Leben voller Täuschungen erforderlich macht. Ich weiß nie, wo meine Frau ist, und meine Frau weiß nie, was ich tue. Wenn wir uns begegnen – und das geschieht gelegentlich, wenn wir zusammen außer Haus speisen oder den Herzog besuchen –, erzählen wir einander mit dem ernstesten Gesicht die absurdesten Dinge. Meine Frau kann das sehr gut – sogar viel besser als ich. Nie bringt sie ihre Verabredungen durcheinander, ich dagegen immer. Ertappt sie mich dann einmal, macht sie mir keine Szene. Manchmal wünsche ich es mir, doch sie lacht mich nur aus.«

»Ich mag es nicht, wie du über dein Eheleben sprichst, Harry«, sagte Basil Hallward und schlenderte zu der Tür, die in den Garten führte. »Ich glaube, du bist wirklich ein guter Ehemann, aber deine Tugenden sind dir zutiefst peinlich. Du bist schon ganz außergewöhnlich. Nie sagst du etwas Moralisches, und nie tust du etwas Falsches. Dein Zynismus ist schlicht eine Pose.«

»Natürlich zu sein ist schlicht eine Pose, die ärgerlichste, die ich kenne«, rief Lord Henry lachend aus, worauf die beiden jungen Männer gemeinsam in den Garten traten und sich auf einer langen Bambusbank niederließen, die im Schatten eines hohen Lorbeerbaums stand. Die Sonne glitt über die glänzenden Blätter. Im Gras standen zitternd weiße Gänseblümchen.

Nach einer Weile zog Lord Henry seine Uhr hervor. »Ich muss jetzt leider gehen, Basil«, murmelte er, »aber vorher muss ich noch darauf bestehen, dass du mir die Frage beantwortest, die ich dir schon vor einer Weile gestellt habe.«

»Welche denn?«, sagte der Maler, den Blick fest auf den Boden gerichtet.

»Das weißt du sehr wohl.«

»Nein, Harry.«

»Nun, dann sage ich es dir. Du sollst mir erklären, warum du Dorian Grays Bild nicht ausstellen willst. Ich will den wahren Grund hören.«

»Den wahren Grund habe ich dir genannt.«

»O nein. Du hast gesagt, weil zu viel von dir darin sei. Aber das ist doch kindisch.«

»Harry«, sagte Basil Hallward und schaute ihm ins Gesicht, »jedes Portrait, das mit Gefühl gemalt wird, ist eines des Künstlers, nicht des Sitzenden. Der Sitzende ist lediglich Zufall, Anlass. Nicht er wird vom Maler offenbart, vielmehr offenbart der Maler sich selbst auf der bemalten Leinwand. Dieses Bild werde ich nicht ausstellen, weil ich fürchte, darin das Geheimnis meiner Seele offenbart zu haben.«

Lord Henry lachte. »Und was sollte das sein?«

»Das will ich dir sagen«, sagte Hallward, doch dann trat ein Ausdruck tiefer Verlegenheit auf sein Gesicht.

»Ich bin ganz Ohr, Basil«, fuhr sein Gefährte fort und schaute ihn an.

»Ach, da gibt's eigentlich sehr wenig zu sagen, Harry«, erwiderte der Maler, »und leider wirst du es wohl auch kaum verstehen. Vielleicht kaum glauben.«

Lord Henry beugte sich lächelnd vor, pflückte ein Gänseblümchen mit einer rosa Blüte und betrachtete es. »Ich bin mir ganz sicher, dass ich es verstehen werde«, erwiderte er und schaute gebannt auf das kleine goldene, weiß gefiederte Rund, »und was das Glauben betrifft, so kann ich alles glauben, vorausgesetzt, es ist ganz unglaublich.«

Der Wind schüttelte ein paar Blüten von den Bäumen, und die schweren Fliedertrauben mit ihren Sternbüscheln wiegten sich in der trägen Luft. An der Wand zirpte eine Heuschrecke.



cke, und wie ein blauer Faden schwebte eine lange, dünne Libelle auf braunen Florflügeln vorbei. Lord Henry meinte Basil Hallwards Herz schlagen zu hören und überlegte, was wohl kommen werde.

»Die Geschichte ist einfach die«, sagte der Maler nach einiger Zeit. »Vor zwei Monaten ging ich zu einer Festivität bei Lady Brandon. Du weißt ja, wir armen Künstler müssen uns von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft zeigen, nur um die Öffentlichkeit daran zu erinnern, dass wir keine Wilden sind. Mit Frack und weißer Krawatte kann sich jeder, selbst ein Börsenmakler, wie du einmal sagtest, den Ruf erwerben, zivilisiert zu sein. Nun, ich war ungefähr zehn Minuten in dem Raum gewesen und hatte mich mit fülligen, aufgetakelten Witwen und ermüdenden Akademikern unterhalten, als ich plötzlich merkte, dass jemand mich ansah. Ich drehte mich halb um und sah zum ersten Mal Dorian Gray. Als unsere Blicke sich begegneten, spürte ich, wie ich erbleichte. Mich überfiel eine eigentümliche Panik. Ich wusste, dass ich jemandem gegenüberstand, dessen bloße Persönlichkeit so faszinierend war, dass sie, falls ich es zuließ, meine gesamte Natur, meine ganze Seele, ja meine Kunst selbst fesseln würde. Ich wollte keinerlei äußeren Einfluss in meinem Leben. Du weißt selbst, Harry, wie unabhängig ich von Natur aus bin. Ich bin seit jeher mein eigener Herr, war es jedenfalls, bis ich Dorian Gray begegnete. Dann ... aber ich weiß gar nicht, wie ich es dir erklären soll. Etwas schien mir zu sagen, dass ich unmittelbar vor einer schrecklichen Lebenskrise stand. Ich hatte das merkwürdige Gefühl, dass das Schicksal äußerste Freuden und äußerstes Leid für mich bereithielt. Ich bekam es mit der Angst und wandte mich zum Gehen. Ich tat es nicht wegen meines Gewissens, es war eine Art Feigheit. Ich bin nicht stolz darauf, dass ich zu fliehen versuchte.«

»Gewissen und Feigheit sind ja eigentlich dasselbe, Basil. Gewissen ist der Markenname der Firma. Weiter nichts.«

»Das glaube ich nicht, Harry, und du bestimmt ebenfalls nicht. Ganz gleich, was meine Beweggründe gewesen sein mögen – vielleicht war es auch Stolz, denn ich war immer sehr stolz –, jedenfalls drängte ich Richtung Tür. Dort lief ich natürlich Lady Brandon in die Arme. »Sie wollen doch nicht schon so früh davon, Mr Hallward?, kreischte sie auf. Bestimmt kennst du ihre eigentümlich schrille Stimme.«

»Ja. Sie ist ein Pfau, außer bei Schönheit«, sagte Lord Henry und zerrupfte das Gänseblümchen mit seinen langen, nervösen Fingern.

»Ich wurde sie einfach nicht los. Sie führte mich zu Mitgliedern des Königshauses, Leuten mit Sternen und Hosenbändern und älteren Damen mit riesigen Tiaren und Papageiennasen. Sie bezeichnete mich als ihren liebsten Freund. Dabei war ich ihr davor erst einmal begegnet, doch sie hatte sich in den Kopf gesetzt, mich zu vergöttern. Ich glaube, da hatte ein Bild von mir gerade großen Erfolg gehabt, jedenfalls hatten die Groschenblätter darüber geschnattert, was im neunzehnten Jahrhundert ja das Maß für Unsterblichkeit ist. Unversehens fand ich mich dann von Angesicht zu Angesicht mit dem jungen Mann, dessen Persönlichkeit mich so seltsam bewegt hatte. Wir waren einander ganz nah, berührten uns fast. Wieder begegneten sich unsere Blicke. Es war leichtfertig von mir, aber ich bat Lady Brandon, mich ihm vorzustellen. Vielleicht war es ja doch nicht so leichtfertig. Es war schlicht unausweichlich. Wir hätten auch ohne Vorstellung miteinander gesprochen. Da bin ich mir sicher. Dorian hat es mir später gesagt. Auch er hatte gespürt, dass wir dazu bestimmt waren, einander zu kennen.«

»Und wie beschrieb Lady Brandon diesen wunderbaren

jungen Mann?«, fragte sein Gefährte. »Sie gibt ja gern schnelle *Précis* aller ihrer Gäste. Ich weiß noch, wie sie mich einmal zu einem streitsüchtigen, rotgesichtigen alten Herrn führte, der über und über mit Orden und Bändern bedeckt war und mir mit einem tragischen Flüstern, das für jedermann im Raum absolut vernehmbar gewesen sein muss, die erstaunlichsten Details ins Ohr zischte. Ich flüchtete nur. Ich möchte Leuten gern selbst auf die Schliche kommen. Lady Brandon aber behandelt ihre Gäste exakt wie ein Auktionator seine Ware. Entweder sie erklärt sie, bis nichts mehr von ihnen übrig bleibt, oder sie erzählt einem alles über sie, nur nicht das, was man wissen will.«

»Die arme Lady Brandon! Du bist aber auch streng mit ihr, Harry!«, sagte Hallward unbeteiligt.

»Mein Lieber, sie wollte einen Salon gründen und eröffnete lediglich ein Restaurant. Wie könnte ich sie da verehren? Aber erzähl, was hat sie über Mr Dorian Gray gesagt?«

»Ach, so ungefähr ›Reizender Junge – arme gute Mutter und ich sind absolut unzertrennlich. Habe ganz vergessen, was er macht – fürchte, er – macht gar nichts – o ja, spielt Klavier – oder doch Geige, mein lieber Mr Gray?‹ Wir mussten beide lachen und wurden gleich Freunde.«

»Lachen ist kein schlechter Beginn einer Freundschaft und bei weitem ihr bestes Ende«, sagte der junge Lord und zupfte ein weiteres Gänseblümchen.

Hallward schüttelte den Kopf. »Du verstehst nichts von Freundschaft, Harry«, murmelte er – »und im übrigen auch nichts von Feindschaft. Du magst jeden, und das heißt, dir ist jeder gleichgültig.«

»Wie furchtbar ungerecht von dir!«, rief Lord Henry aus, schob seinen Hut nach hinten und schaute zu den Wölkchen hinauf, die gleich verhedderten weißen Seidenfäden am tie-

fen Türkis des Sommerhimmels dahinzogen. »Jawohl, furchtbar ungerecht. Ich unterscheide sehr zwischen den Menschen. Ich wähle mir meine Freunde nach ihrem guten Aussehen, meine Bekannten nach ihrem guten Charakter und meine Feinde nach ihrem guten Intellekt. In der Wahl seiner Feinde kann man nicht vorsichtig genug sein. Ich habe keinen einzigen Dummkopf darunter. Sie alle verfügen über eine gewisse Intelligenz, und folglich schätzen sie mich alle. Ist das sehr eitel? Wahrscheinlich schon.«

»Das würde ich auch sagen, Harry. Aber deiner Kategorie zufolge dürfte ich ja nur ein Bekannter sein.«

»Mein lieber alter Basil, du bist viel mehr als ein Bekannter.«

»Und viel weniger als ein Freund. Wohl eine Art Bruder?«

»Ach, Brüder! Brüder interessieren mich nicht. Mein älterer Bruder will nicht sterben, und meine jüngeren machen offenbar nichts anderes.«

»Harry!«, rief Hallward aus und runzelte die Stirn.

»Mein Lieber, ich meine das nicht ganz ernst. Ich verabscheue meine Verwandtschaft eben, ich kann's nicht ändern. Vermutlich kommt es daher, dass es keiner von uns erträgt, wenn andere die gleichen Fehler haben wie man selbst. Ich habe durchaus Verständnis für die Wut der englischen Demokratie auf das, was man die Laster der höheren Stände nennt. Die Massen finden, Trunksucht, Dummheit und Unmoral sollten ihre ureigenen Merkmale sein und dass jeder von uns, der sich zum Esel macht, ihnen ins Gehege kommt. Als der arme Southwark vor den Scheidungsrichter trat, war ihre Empörung wirklich großartig. Und dennoch glaube ich nicht, dass auch nur zehn Prozent des Proletariats korrekt leben.«

»Ich bin mit keinem einzigen Wort dessen, was du gesagt